

Die Besten ihres Fachs

Wem gehört der Diven-Thron: Angela Gheorghiu oder doch Anna Netrebko? Autor Manuel Brug bereist die großen Bühnen der Welt und ist der Meinung: Die derzeit beste Sängerin ist eine Deutschgriechin. Lesen Sie einen Streifzug durch die zeitgenössische Sängerszene.



Foto: Monika Rittershaus



Nicht nur Stimmenkenner Bernd Loebe (Interview auf Seite 27), sondern auch unser Autor Manuel Brug sieht die Sopranistin Anja Harteros derzeit an der Spitze der Opernsängerinnen. Links ist sie als Händels Alcina in einer Inszenierung der Wiener Staatsoper zu sehen, das kleine Foto zeigt sie gemeinsam mit Plácido Domingo in einer „Simon Boccanegra“-Produktion der Staatsoper Unter den Linden Berlin, das große Bild auf dieser Seite stammt erneut aus einer „Alcina“-Inszenierung, dieses Mal von der Bayerischen Staatsoper.

Angela Gheorghiu und Jonas Kaufmann sorgen regelmäßig für Sternstunden des Operngesangs, wie hier in einer Inszenierung von „Adriana Lecouvreur“ an Covent Garden in London. Dort war die Rumänin auch als Tosca zu erleben (r.).



Fotos: Catherine Ashmore

Die traut sich was! Eben tritt Angela Gheorghiu gemeinsam mit Maria Callas auf. Zwar nur im Internet und virtuell in einem posthumen „Carmen“-Duett als Promotionsspielzeug für die CD „Homage To Maria Callas“. Aber die große Griechin und die schöne Rumänin auf einer Augen- und Vokalhöhe – gewagt, gewagt. Die Gheorghiu hat immerhin ein gesundes Selbstbewusstsein, sieht sie sich doch als die letzte der Diven, und das ist sie sicher auch. Vor allem, was die Zahl ihrer Skandale angeht. Absagen und Zickigkeiten gegenüber Managern und Journalisten, der eigene Mann – Roberto Alagna – blieb davon nicht gespart. Jetzt ist sie mit ihm wiedervereint, im Herbst 2012 wird man in New York „La bohème“ singen, da wo 1996 bereits die Hochzeit mit ebendieser Oper auf der Bühne der Metropolitan Opera gefeiert wurde.

Die Gheorghiu mag eine Pest für ihre Umwelt sein, auf der Bühne ist sie grandios, die Stimme nach wie vor der vielleicht schönste Sopran unserer Tage. Und für das Operngeschäft ist sie ein Segen. Schließlich hält sie eine Profession in den Schlagzeilen, die sonst längst nur noch auf schwindenden Kulturseiten in den Medien vorkommt. Ja, auch Anna Netrebko ist ständiger Gast in den bunten Blättern und auf der Samstagabend-TV-Couch. Aber nur in den deutschsprachigen Ländern, wo seit ihrem Überraschungserfolg im Salzburger „Don Giovanni“ 2002 das Epizentrum ihrer Bekanntheit bebt. Ansonsten fällt die Russin mit österreichischem Pass, Wiener Wohnsitz und uruguayischem Bassbaritonfreund (Erwin Schrott) vor allem durch Fleiß auf. Sie erfüllt ihre Opernengagements und Firmenverpflichtungen. So ist sie die Verkaufskönigin bei der Deutschen Grammophon.



In ihrem Fach die Beste:
Koloraturkönigin Diana
Damrau als Lucia an der
New Yorker Met.

Im gleichen Haus setzt freilich die Römerin Cecilia Bartoli von ihren gezielt platzierten, von jeweils einer strategisch weltweit geplanten Tournee begleiteten Solo-CDs alle zwei Jahre weit mehr Einzelexemplare um. Und das seit zwei Jahrzehnten. Ein Mezzo als Kommerzkönigin des Gesangs, das war und ist neu. Die Bartoli kann es sich auch leisten, in der Oper nur noch selten und meist an ihrem Wohnort Zürich aufzutreten. Die 45-Jährige ist eine Institution, bezaubert nach wie vor live und auf Platte durch ihr Können wie durch ihre Persönlichkeit. Beim selben Label Decca ist freilich auch die multiethnische Danielle de Niese verpflichtet. Die hat es mit ihrem sexy Barockhüftschwung als Handels Cleopatra zwar in Glyndebourne sogar zur Ehefrau des adeligen Eigentümers gebracht, aber auf CD stellt man schnell fest: Die sieht man lieber singen, denn dass man sie gern hört. Doch auch als Vokalmodell gibt es inzwischen mehr als nur eine Nische. Ob die Georgierin Nino Machaidze, die für die schwangere Netrebko 2008 in Salzburg zu schnellem Ruhm kam, bei der Sony oder die stupnsasige Polin Aleksandra Kurzak, die jahrelang wenig beachtet an der Hamburger Oper sang und jetzt ebenfalls von der Decca verpflichtet wurde – gutes Aussehen zählt viel.

Aber auf CD fallen dann schnell Defizite wie klirrende Höhen, unausgegrenzte Rollenporträts oder eine arg monotone Stimme auf – wie etwa bei der live besonders mit Musik des 20. Jahrhunderts glänzenden Mojca Erdmann, die gegenwärtig die Deutsche Grammophon als Sopranrhapsodie aufbaut. Doch bei der selben Firma lauert bereits die jüngere Konkurrenz in Gestalt der besonders in

Berlin geliebten Anna Prohaska, die authentisch einen jungen Typ von Großstadtsängerin verkörpert und bereits von Dirigiergrößen wie Barenboim, Rattle, Abbado umschwärmt wird. Dabei ist diese erst 28-jährige Sopranistin längst noch nicht ausgereift, Schwachstellen fallen vor allem in der oft flach und erkämpft klingenden Höhe auf. Doch in Zeiten des gnadenlosen, aus den Modelshows des Fernsehens übernommenen Typcastings auch auf der Opernbühne haben gerade die lyrischen Sopranistinnen nicht viel Zeit. Vorbei die Ära einer Erika Köth, einer Helen Donath oder Edith Mathis, die auch als Sechzigjährige auf der Bühne noch Soubrettenübermut versprühten. Eine Christine Schäfer tut sich schwer mit Avantgarde-Projekten, einer Juliane Banse mag der Fachwechsel nicht gelingen, eine Ruth Ziesack ist ganz, eine Dorothea Röschmann fast von der Szenenfläche verschwunden. Mal sehen, wie lange sich andere, wie etwa die gerade von der Sony gehypte, in Deutschland ausgebildete Russin Olga Peretyatko halten werden. Ihre Stimme hat freilich Farben und technisches Finish – da scheint viel möglich.

Cecilia Bartoli bezaubert nach wie vor live und auf Platte durch ihr Können

Natürlich gibt es immer noch die seltsame Diskrepanz zwischen einer Platten- und einer Live-Karriere. Die Amerikanerin René Fleming, inzwischen 52 und eine spät Aufgeblühte, versucht das seit zwei Jahrzehnten international mit großer Disziplin durchzuziehen, obwohl die Operauftritte immer weniger werden. In New York regiert sie als US-Gegenmodell zur Netrebko nach wie vor die Met, aber der cremig-üppige Stimmglanz von einst wird merklich spröder. Sie wird von Modeschöpfern ausgestattet, hat zwei Bücher, eine





Pop-Platte, Jazz-CDs herausgebracht, ein Dessert und ein Parfüm trägt ihren Namen. Zumindest dem weltweiten Klassikpublikum ist sie ein Begriff.

Doch die beste Sopranistin dürfte gegenwärtig die Deutschgriechin Anja Harteros sein, die in London und Wien, München und New York Triumphe im deutschen wie im italienischen Fach feiert. Eine Mediengröße ist die nicht eben pflegeleichte Bergneustädterin – im Gegensatz zur ein Jahr später in der Nachbarstadt geborenen Heidi Klum – keineswegs. Ein erster Plattenversuch mit Sony scheiterte, die grandiose Cha-

rakterisierungskunst der Harteros ist sonst fast nur bei dem Minilabel Farao, auf einer Lied-CD und ein paar DVDs präsent. Ähnliches gilt für den wunderbaren Verdi-Spintosopran Sondra Radvanovsky, die ihren Wirkungskreis weitgehend auf Amerika beschränkt, oder für die Deutsche Marlis Petersen.

Ganz anders dagegen die ebenfalls aus der Kleinstadt Günzburg kommende, zehn ruhige Aufbaujahre lässig verdaut habende Koloratursopranistin Diana Damrau. Bei der sind Stimme und Frau eins, die kann spielen und offenbart längst auch ihr vokaldramatisches Po-



Dauergast an der Met und in Salzburg: Anna Netrebko beeindruckt nicht nur mit einem außergewöhnlichen Sopran, sondern mehr und mehr auch als packende Darstellerin, etwa als Anna Bolena an der Met oder, mit Piotr Beczala, in Gounods „Roméo et Juliette“ in Salzburg (Foto links unten).

Bei den Mezzos möchte gern die ehrgeizige Lettin Elina Garanca in diese Ränge vorstoßen, doch gegenwärtig wird ihr von Joyce DiDonato der Rang streitig gemacht. Beide sehen gut aus, können spielen, sind fleißig und handsam, es wird – bei der Grammophon wie bei Virgin – für jede mehr als nur ein Plätzchen da sein. So wie auch die Barocksänger aus der Nische gekommen sind. Interpretieren wie etwa die DiDonato oder die ewig mit ihrem Nachtigallendasein hadernde Natalie Dessay sind sowieso auf beiden Seiten des Grabens zu finden, der keiner mehr ist. Andererseits haben heute längst die Labels ihren Haus-Countertenor – Decca Andreas Scholl, Virgin Classics Philippe Jaroussky und Max Emanuel Cencic und Harmonia mundi Bejun Mehta. Und die sind inzwischen so mutig, dass sie sich auch ins normale Liedterrain hineinwagen, Debussy, Vaughn Williams und Schubert singen. Ja, so mancher Countertenor – etwa Jaroussky – überflügelt bei sich zu Hause in Frankreich an Popularität längst so manchen Tenor des italienischen Fachs.

Womit wir bei den ewigen Sorgenkindern des Musikgeschäfts wären. Für das schwere Repertoire gibt es im Wagner- wie Verdi-Bereich kaum wirklich bedeutende Vertreter. Kein Wunder, dass dann eine Ausnahmeerscheinung wie Klaus Florian Vogt, der blond und schlank ist, spielen kann, Technik und langen Atem hat und zudem so neugierig ist, dass er sich nicht nur auf Lohengrin und Stolzing beschränken mag (obwohl er das leicht könnte), extrem gefragt ist. Oder ein Jonas Kaufmann, der nach Lehrjahren in deutschen Provinztheatern sich mit gesunder Verspätung an die Spitze sang. Auch der hat alles: Locken und Dreitagebart, Spielfreudigkeit, Zuverlässigkeit, einen dunkel grundierten Tenor mit herrlicher Höhe, die er gar nicht so manieristisch einfärben müsste, und die nötige Durchschlagskraft, um in zehn Jahren dann auch beim Otello, beim Tannhäuser, wohlmöglich auch bei Siegfried und Tristan zu landen. Doch den Cavaradossi, den Werther, Faust und Don Carlos, Radamès und Manrico möchte Kaufmann trotzdem weitersingen. Eine kluge, die Stim-

Als Lohengrin weltweit gefeiert: Klaus Florian Vogt sorgt in der Rolle als Wagners Schwanenritter nicht nur bei den Bayreuther Festspielen für Furore.



Foto: Enrico Nawrath/Bayreuther Festspiele

tential. Tschüss, Königin der Nacht, hallo Traviata! Die Damrau ist im Lied wie auf der Bühne zu Hause, singt barocke Koloraturen und Vokalgirlanden des 20. Jahrhunderts mit femininem Charme, ist wandlungsfähig und bühnenfüllend. Kein Wunder, dass die Opern in München und New York sie lieben, dass Virgin Classics sie hegt und pflegt. Denn solche pflegeleichten Universalistinnen des Gesangs sind die Ausnahme, nicht die Regel. Und selbst eine Edita Gruberova, bis jetzt regierende Queen der Stratosphäre, wird irgendwann abdanken müssen.

Anna Prohaska zählt zu den vielversprechenden Nachwuchstalenten. Erfolge feierte sie bereits als Ann Trulove in Strawinskys „The Rake's Progress“ an der Staatsoper Unter den Linden.



Foto: Ruth Walz/Berliner Staatsoper

me flexibel haltende Entscheidung, die ihm eher noch mehr denn weniger Fans eintragen wird.

Wo aber sind die anderen bedeutenden Tenöre? Josef Calleja – eine schöne Stimme, aber wenig Bühnenpräsenz, was leider auch für den immer stählerner werdenden Piotr Beczala gilt. Robert Alagna? Selbstverliebt und unstet, das muss man auch von Marcelo Álvarez sagen. Vittorio Grigolo hat eben den seltenen Sprung vom Cross-over-Tenor zum ernsthaften Opernkünstler geschafft, bewegt sich im Rolando-Villazón-Fahrwasser, ist sogar noch smarter, die Stim-

me aber auch ähnlich fragil. Der um die Jahrtausendwende groß gewordene Mexikaner mit der gewinnenden Ausstrahlung hat sich hingegen nach zwei schweren Stimmkrisen und vier Bangejahren nun wohl wieder mental wie vokal gefangen. Die frühere Schönheit seines Tenors ist dahin, auch die überbordende Spontaneität seiner Bühnenpersönlichkeit – die freilich ihren Tribut forderte. Jetzt tritt er kürzer, schont sich mit Mozart, inszeniert und moderiert. Eine Karriere, die sich diversifiziert, auf mehrere Standbeine ausweicht.

Medial bisher wenig zum Funkeln gebrachte Edelsteine wie etwa der junge slowakische Tenor Pavol Breslik sind heute eine Seltenheit, doch die wachsende Fangemeinde in Wien und München und New York wird auch da bald Aktivitäten einfordern. Die Wagner-Sänger, Katarina Dalayman oder Jennifer Wilson, Petra Maria Schnitzer, Johan Botha oder Steven Gould, sind hingegen medial offenbar kaum interessant, sie sind oft nur Platzhalter für längst verschwundene Ideale. Und eine genuine Bühnenfigur wie die schepprige, aber gertenschlanke, vom Mezzo zum Sopran hochgetriebene Nadja Michael ist schon wegen ihres eklatanten S-Fehlers nicht medienkompatibel. Nur auf den Boule-

vard hat sie es geschafft, auch dank bisweilen mehrerer Presseberater.

Bei den Baritonern gibt es keinen mehr, der ähnlich global bekannt wurde wie zuletzt Thomas Hampson. Als Baritone werden sie nicht nur auf spezialisierten Webseiten bisweilen zu Objekten sogar erotischer Verehrung, doch vor-

wiegend als Liedsänger tätige Künstler wie Matthias Goerne und Christian Gerhaher haben ebenso ein ruhiges Leben ohne Starrummel wie Opernspezialisten wie Mariusz Kwiecien oder Simon

Keenlyside. Russische Sänger sind nach wie vor präsent, viele italienische Opern kommen ohne sie gar nicht aus, doch Plattencharisma haben die wenigsten. Warum die Deutsche Grammophon einen ordentlichen, aber nicht herausragenden Sänger wie Ildebrando d'Arcangelo fördert, wird nicht wirklich klar. Dann lieber René Pape, ein Opernstar, der plattentechnisch nur schwer in die Gänge kommt, oder der walisische Knuddelbär Bryn Terfel, der immer wieder auch mit Light-Repertoire absieht.

Es gibt sie also, die großen, die guten Sänger. Aber berühmt werden sie heute nicht mehr unbedingt in allgemeinen Kreisen, die Auswahlkriterien der Medien sind dabei oft undurchsichtig. Und deshalb dauern Karrieren auch nicht mehr ewig. Man kann sich nicht auf dem Ruhm ausruhen, die Jungen drängeln nach. Aggressiv und oft technisch smart, aber ohne Persönlichkeit. Ein Zug unserer Zeit. Warum soll die Oper davon ausgespart bleiben?

Rolando Villazón hat sich nach zwei Stimmkrisen vokal wie mental wieder gefangen

Ein funkelnder Edelstein: der junge Tenor Pavol Breslik, hier als Don Ottavio neben der Donna Anna von Ellie Dehn.

Foto: Wilfried Hösl

